

Jürgen Ebach

„Mit einem Fuß im Paradies“ – und wo steht der andere Fuß?

Bibelarbeit über Markus 9, 2-13.

„Mit einem Fuß im Paradies.“ Als ich die Einladung zu einer Bibelarbeit bei diesem Mitteldeutschen Kirchentag erhielt und zum ersten Mal dieses Leitwort las, kamen mir spontan mehrere Fragen. Die ersten waren: Und wo ist der andere Fuß? Und könnte ich den Spagat aushalten? Und dann noch eine Frage, die des Bibelwissenschaftlers: „Mit einem Fuß im Paradies“ – heißt das: „Mit einem Fuß *noch* im Paradies?“ oder „Mit einem Fuß *schon* im Paradies?“ In der Bibel gibt es ja beides – das verlorene Paradies des Anfangs, den Garten in Eden, und das künftige Paradies, das Jesus am Kreuz einem der mit ihm Hingerichteten verheißt: „Heute wirst du mit mir im Paradiese sein.“ (Lk 23,43) Spricht die Bibel von zwei ganz unterschiedlichen Paradiesen oder geht es um das „nicht mehr“ und das „doch schon“ des *einen* Paradieses, das *einst* war und *einst* sein wird?

Bevor ich diesen und weiteren Fragen mit Hilfe unseres Bibelarbeitstextes aus dem Markusevangelium und dazu mit der Hilfe des großen Malers Raffael nachgehen will, liegt mir an der Differenz zwischen der biblischen Rede vom Paradies und der Weise, in der die Worte „Paradies“ und „paradiesisch“ heute zum billigen Qualitätssiegel für allerlei Waren und Angebote banalisiert werden. Da heißt der Chemiepudding „Paradiescrème“, da gibt es die freudlosen Läden, die sich „Bettenparadiese“ nennen, da verheißt der Reiseanbieter paradiesische Strände; da tragen mancherorts drittklassige Hotels oder zwielichtige Bars den Namen „Eden“. Und da gab es in gewissen Möbelhäusern die oft recht genervt klingende Lautsprecherdurchsage: „Der kleine Kevin möchte aus dem Kinderparadies abgeholt werden!“ Von solchen Banalisierungen des „Paradieses“ ist das Leitwort dieses Kirchentags frei. – – – Oder doch nicht ganz?

Das Vorwort des Programmhefts wünscht sich von diesem Kirchentag „Fußspuren auf dem Weg zum Paradies“. Vom „Einsatz für Menschenwürde, für den respektvollen Umgang von Menschen verschiedener Religionen, für demokratische Transparenz sowie für ökologische Nachhaltigkeit“ ist da die Rede und damit von gewiss guten Zielen für Mensch und

Gesellschaft. Das, so lese ich weiter, werde uns „dem Paradies wieder näher bringen“. Dem Paradies? Ist das nicht ein viel zu großes Wort für die uns mögliche Praxis? Oder sind das nicht umgekehrt viel zu kleine Worte und Werte, wenn es um *das* Paradies geht, von dem die Bibel spricht? Da sehe ich nämlich die gefährliche Vorstellung, die Menschen könnten den Himmel auf Erden errichten, wenn sie nur die richtigen politischen und sozialen Ziele verwirklichten. Vergessen wir nicht: Der Versuch den Himmel auf Erden zu errichten, hat dazu geführt, eher so etwas wie die Hölle zu bereiten. Die Geschichte des 20. Jahrhunderts zeigt dafür mehr als ein böses Beispiel.

„Vielleicht“, so heißt es am Ende der Einladung im Programmheft, „entdecken Sie bei uns in Jena, dass das Himmelreich nahe herbeigekommen ist“, und im letzten Satz ist dann vom „Wirtschafts- und Wissenschaftsstandort“ Jena, die Rede, „einer Stadt mit einem Paradiesbahnhof und einem Paradiespark.“ Ich fürchte, da ist Einiges arg durcheinander geraten zwischen Theologie und Technologie, zwischen Glaube und Stadtmarketing.

Dennoch mag ich die Kirchentagslosung „Mit einem Fuß im Paradies.“ Denn sie kann darauf aufmerksam machen, dass es da auch den anderen Fuß gibt, mit dem wir – auch in einer traditionsreichen und schönen Stadt und auch unter vielen freundlichen und engagierten Menschen – eben nicht im Paradies sind und dass wir das Paradies unter uns auch nicht herstellen können. Dazu nämlich muss sich *alles* verwandeln und nicht nur vieles besser werden. Von einer solchen Verwandlung erzählt unser Bibelarbeitstext aus dem 9. Kapitel des Markusevangeliums. Von einer „Metamorphose“ spricht der griechische Text – die Lutherbibeln von einer „Verklärung“. Dieses Wort bedarf allemal der „Erklärung“ und mit ihm der ganze eigentümliche Text, über den ich mit ihnen jetzt nachdenken will.

[[Bild oberer Teil]]

Schauen Sie zu unserem Bibeltext auf das letzte große Bild des italienischen Renaissancemalers Raffel aus den Jahren 1518-1520; es befindet sich in den Vatikanischen Museen – eine Kopie gibt es im Petersdom – und es trägt den Titel „*la trasfigurazione*“, die Verwandlung, die Metamorphose, die Verklärung. Eine kleine Weile möchte ich Sie mit diesem Bild allein lassen, um dann – in meiner Verdeutschung – den Bibelarbeitstext aus Mk 9 zu lesen, zunächst nur die Verse 2-8.

[[- - - - -]]

Und sechs Tage danach nimmt Jesus Petrus und Jakobus und Johannes mit und führt sie auf einen hohen Berg, nur sie allein. Da wurde er vor ihren Augen verwandelt und seine Kleider wurden strahlend hell, so weiß, wie sie kein Färber, keine Bleicherin auf Erden weiß machen kann. Und Elia wurde für sie sichtbar mit Mose und die unterhielten sich mit Jesus. Da reagiert Petrus und sagt zu Jesus: „Rabbi, es ist gut, dass wir hier sind; wir wollen drei Zelte errichten, für dich eins und für Mose eins und für Elia eins.“ Er wusste nämlich nicht, wie er reagieren sollte, denn sie waren außer sich vor Angst. Da kam eine Wolke, die ihren Schatten über sie warf und aus der Wolke erklang eine Stimme: „Dieser ist mein geliebtes Kind, hört auf ihn!“ Und plötzlich, als sie sich umblickten, sahen sie da niemanden bei sich, außer Jesus allein.

Raffaels Bild zeigt unwirklich-wirklich jenen einen Moment, in dem Jesus zwischen Elia (links, mit einem Buch in der Hand) und Mose (rechts, an den Gesetzestafeln in der Hand erkennbar) in überirdisch hellem Licht in strahlend-weißem Gewand erscheint, den Moment der Verwandlung, bevor die Vision für die drei Jünger von einer Wolke überschattet wird und dann nur noch Jesus mit ihnen auf dem Berg ist. Die drei Schüler wirken entsetzt, sie wagen kaum, wirklich hinzuschauen. Vielleicht hat der Maler die Erzählung eher in der Fassung bei Lukas vor Augen, nach der die drei vom Schlaf überwältigt waren. (Einige kleine Bildelemente lasse ich jetzt außer Acht – so die „giorgonehafte“ Landschaft, die sich rechts hinten öffnet, und die beiden kleinen Figuren ganz links; es sind übrigens Heilige der Kathedrale von Narbonne, für die Giulio de Medici das Bild bei Raffael in Auftrag gab.)

Obwohl die sechs Gestalten im Zentrum der Szene sehr unterschiedlich – und sehr unterschiedlich bewegt sind, bilden sie einen fast harmonischen lichten Zirkel. Für einen Moment blitzt auf, wer und was Jesus in Wahrheit ist, für einen Moment erscheint er bereits als der auferstandene – mit den biblischen Texten sage ich lieber: der aufgestandene Christus.

[[Bild oberer Teil ausschalten]]

Raffael stellt unwirklich-wirklich jene Szene dar, die im Zentrum des ersten Teils unseres Bibelarbeitstextes steht. Ich möchte nun mit Ihnen in den Text selbst hineingehen. Jesus nimmt, so beginnt er, drei aus dem Kreis seiner Schülerinnen und Schüler mit hinauf auf einen hohen Berg. Nach späterer Tradition war es der Tabor in Galiläa. „Da wurde er“, lesen wir dann, „vor ihren Augen verwandelt“. Das hier im griechischen Text stehende Verb

„*metamorphoō*“ kennen wir aus den „Metamorphosen“ des römischen Dichters Ovid, die oft von Verwandlungen von Frauen in Pflanzen oder Tiere erzählen; wir kennen es aber auch aus der Zoologie als Bezeichnung der Umwandlung etwa einer Kaulquappe in einen Frosch oder einer Raupe in einen Schmetterling. Die Verwandlung Jesu, von der unser Text spricht, ist anderer Art. Verwandelt wird er in den, der er schon ist, als der er aber noch nicht erschienen ist. Zur Verwandlung gehört das helle Licht, dazu gehört aber auch, dass Jesus in Begleitung des Elia und des Mose erscheint und damit im Licht des Alten Testaments, im Licht der „Schrift“. Mose verkörpert dabei die Tora, die Mosebücher – nicht nur mit ihren Geboten, sondern auch mit der großen Befreiungsgeschichte des Exodus, des Auszugs aus dem Sklavenhaus in Ägypten. Und Elia verkörpert die Prophetie. Er ist die wichtigste Prophetenfigur der in der hebräischen Bibel „früheren Propheten“, der Bücher Josua bis 2. Könige, und er ist die Gestalt, die ganz am Ende der „späteren Propheten“, der Bücher Jesaja bis Maleachi genannt ist. Da heißt es in den letzten Versen des Maleachibuches, mit denen das christliche Alte Testament schließt (Mal 3,23f.), Elia werde kommen und das Herz der Eltern wieder den Kindern und das Herz der Kinder wieder den Eltern zuwenden.

Wenn sich das Neue Testament auf das Alte bezieht, heißt es oft: „die Tora und die Propheten“. In diesem Sinne ist mit Mose und Elia die „Schrift“ präsent. Und wenn wir weiter lesen, stoßen wir mit dem Wort, das aus jener Wolke erklingt („Dieser ist mein geliebtes Kind“) auf ein Zitat aus den Psalmen, dem ersten und längsten Buch des dritten Hauptteils der hebräischen Bibel, der „Schriften“. In Bild und Wort setzt die Szene den Verwandelten in die *ganze* hebräische Bibel, ins Alte Testament. Grundsätzlich und an dieser Stelle besonders erhellend erweist sich (mit einem Buchtitel von Frank Crüsemann) „Das Alte Testament als Wahrheitsraum des Neuen“.

In den beiden Gestalten, die sich mit Jesus zeigen und die sich, wie es dann weiter heißt, mit ihm unterhalten, steckt noch mehr. Ich will mich jetzt auf Elia beschränken. Am Anfang des 2. Buchs der Könige wird erzählt, wie Elia in einem feurigen Wagen in den Himmel fuhr (2. Kön 2,1ff.). Wenn dann in späteren Texten und Traditionen Elia auftaucht, so bringt er ein Stück vom Himmel mit. In jüdischen Geschichten ist es Elia, der um die kommende Welt weiß und der darum auch weiß, *wer* womöglich „mit einem Fuß im Paradies“ ist.

Wer kommt in den Himmel – oder in der biblisch-jüdischen Frageform – wer hat Anteil an der kommenden Welt? Rabbinische Überlieferungen erzählen, wie diese Frage oft theoretisch

gestellt wird, sozusagen ‚rein interessehalber‘. Da kommen Menschen zu dem dafür zuständigen Elia und fragen ihn: „Wer kommt in die kommende Welt?“ Und dann gibt es eine Antwort, die ich gern die ‚umgekehrte Skatregel‘ nenne. Sie erinnern sich vielleicht: Beim Skat gibt es ja gelegentlich die zerstreute Frage: „Wer gibt?“ und die klassische Antwort lautet: „Immer, wer so dumm fragt.“ ‚Umgekehrte Skatregel‘, das heißt bei der Frage, wer in die kommende Welt gelange: Jedenfalls nicht, wer so fragt – vor allem dann nicht, wenn er so tut, als frage er ‚rein interessehalber‘. Und wer *kommt* ins Paradies? Manchmal sind es die, bei denen man es gerade nicht erwartet hätte, wie in einer Geschichte aus dem Traktat Ta’anit des Babylonischen Talmuds, die ich knapp nacherzählen möchte:

Einmal fragt jemand auf einem Marktplatz, auf dem sich viele Menschen versammelt haben, den Elia, ob einer derer, die da stünden, in die kommende Welt käme. „Keiner“, lautet die bündige Antwort. Plötzlich aber bemerkt Elia einen Mann, der – wie es kein Jude tut – schwarze Stiefel trägt, und die Schaufäden, die jüdische Männer am Gewand tragen, hat er auch nicht. Da sagte Elia: „Der da ist ein Kind der kommenden Welt.“ Der erstaunte Fragesteller wendet sich an den Mann: „Was ist dein Beruf?“ – „Frag mich nicht, komm morgen wieder!“ Er fragt ihn am nächsten Tag wieder nach seinem Beruf und warum er schwarze Stiefel trage, und der antwortet: „Ich bin ein Spitzel und gehe in jüdischen und nichtjüdischen Häusern ein und aus und niemand darf merken, dass ich ein Jude bin. Denn wenn sie einen Anschlag auf mein Volk planen und ich davon höre, melde ich das den Rabbinen, damit sie etwas dagegen unternehmen können.“ – „Und warum hast du mir gestern keine Antwort gegeben?“ – „Weil sie da ein Verhängnis über uns planten und ich ihnen auf der Spur war.“

Sieht so ein Kind der kommenden Welt aus, einer, der schon mit einem Fuß im Paradies ist? Ein Spitzel, der mit Verstellung und Trug arbeitet? Ein Moralist, der sich in Grauzonen begibt und dabei selbst zu einer zwielichtigen Figur werden muss? Wie sähen die Akten der Gauck/Birthler/Jahn-Behörde über so einen aus? Oder – eine Assoziation aus der bösesten deutschen Geschichte: Der Retter von Jüdinnen und Juden in schwarzen SS-Stiefeln, einer wie Kurt Gerstein – ein Kind der kommenden Welt? – – Die talmudische Geschichte geht weiter, denn:

Plötzlich sind da noch zwei auf jenem Marktplatz, von denen Elia sagt, sie seien der kommenden Welt teilhaftig. Auch sie sind offenbar keine würdigen Gestalten. Wieder geht der erstaunte Fragesteller hin und fragt sie nach ihrem Beruf. „Wir sind Clowns“, sagen sie, „und reißen unsere Possen, um die Traurigen aufzuheitern und mit unserem Spaß Zank in Frieden zu verwandeln.“

Ein Spitzel und zwei Clowns – Kinder des Himmels, „mit einem Fuß im Paradies“?! Sie und gerade nicht die Hochanständigen? Aber vielleicht kommen ja auch die in den Himmel. Auch dazu eine Geschichte, eine freilich, die weder in der Bibel noch im Talmud steht:

Da war ein Mann, der geradezu als Ausbund von Moral lebte. Keine Frauengeschichten, kein Alkohol. Nie hatte er geraucht, nie die falsche Partei gewählt, niemals falsch geparkt, geschweige denn das Finanzamt betrogen. Der Vorgarten war stets gepflegt, die Hose gebügelt, das Haar korrekt gescheitelt. Er stirbt in gesetztem Alter. Einige Jahre später sterben seine Freunde auch und als sie in den Himmel kommen, sehen sie ihren tugendhaften Freund auf einer weißen Wolke – und auf seinem Schoß sitzt ein wunderschöner weiblicher Engel. „Oh, ist das deine Belohnung?“, fragen sie ihn – und der Engel antwortet: „Nein, er ist meine Strafe.“

In unserem Bibelarbeitstext unterhalten sich Mose und Elia mit Jesus. Worüber sie sprechen, steht da nicht. Ich stelle mir vor, sie sprechen miteinander über die „Schrift“ und ihre Auslegung, aber vielleicht sprechen sie ja auch über die Frage, *wer* „mit einem Fuß im Paradies“ ist. Gerade Elia hätte da viel zu erzählen.

Wenn sich in der Verwandlungsszene mit Jesus Mose und Elia zeigen, dann ist die *Verklärung* zugleich eine *Erklärung*. Im Lichte des Alten Testaments wird deutlich, wer und was Jesus ist. Dazu gehört auch das erste Wort, das einer der drei Schüler, nämlich Petrus, an Jesus richtet, nämlich die im griechischen Markustext stehende hebräische Anrede „Rabbi“. Was er zu dem so Angeredeten dann sagt, ist geradezu rührend: „Rabbi“, sagt er, „es ist gut, dass wir hier sind; wir wollen drei Zelte errichten, für dich eins und für Mose eins und für Elia eins.“ Die Erzählstimme fügt entschuldigend hinzu: „Er wusste nämlich nicht, wie er reagieren sollte, denn sie waren außer sich vor Angst.“

Dennoch lohnt sich ein genauere Blick auf diese Reaktion eines, der jenen Moment der Verklärung und Erklärung erleben durfte. „Es ist gut, dass wir hier sind“, sagt er zuerst. Ich höre da: Es ist herrlich, dass wir diesen wunderbaren Moment erleben, dass wir mit einem Fuß im Paradies sein durften. Und dann folgt sein Vorschlag: „... wir wollen drei Zelte (man kann auch übersetzen: drei Hütten) errichten, für dich eins und für Mose eins und für Elia eins.“ Warum das? Gibt es da eine Erinnerung an das „Zelt der Begegnung“ (Luthers „Stiftshütte“), in dem in der Wüstenwanderung Gott selbst präsent war? Und warum für jeden ein Zelt? Betont das die Würde der drei Gestalten? Aber risse es nicht die auseinander, die doch in jener Szene so eng zusammen gehören? Vor allem aber höre ich in der Bekundung

des Petrus den Wunsch, das Erlebte auf Dauer zu stellen. Der *eine* Fuß im Paradies reicht ihm nicht, er will daraus eine Wohnstatt, eine Bleibe machen – auch wenn er bescheiden für sich und seine Mitschüler kein eigenes Zelt plant. Er will fest stellen, was da aufblitzte. Eine Reaktion des Rabbis erfolgt nicht, stattdessen verschattet eine Wolke das Bild und aus der Wolke ertönt eine Stimme, die mit Worten aus Psalm 2 sagt: „Dieser ist mein geliebtes Kind, hört auf ihn!“ Auf Jesus zu hören, auf den ganz im Wahrheitsraum des Alten Testaments lebenden und redenden Jesus zu hören, ist das Gebot der Stunde und nicht, jenen einen wunderbaren Moment auf Flaschen zu ziehen.

Und doch kann ich Petrus verstehen. Manchmal wird mir in einem Traum etwas sonnenklar und ich möchte diese Klarheit festhalten. Aber wenn ich dann aufgewacht bin, gelingt es mir kaum, das Traumbild noch einmal zu sehen, geschweige denn, es fest zu halten. Manche versuchen, die wunderbaren Erlebnisse einer Reise auf Fotos zu bannen – und es gibt kaum etwas Öderes als der dann für die Freundinnen und Nachbarn veranstalteten Bildpräsentation beizuwohnen. Denn die Bilder können das Erlebte eben nicht fest stellen oder – anders herum gesagt: Sie machen aus den lebendigen Erlebnissen bloße Feststellungen.

Mit dem Wort aus Psalm 2, das schon einmal bei der Taufe Jesu vom Himmel her erklang, endet jene Szene der Verklärung und Erklärung. Der Bibelarbeitstext ist aber noch nicht zu Ende, denn es folgt eine in vielen Einzelheiten nicht leicht verstehbare Passage mit Worten beim Abstieg von jenem Berg. Bevor ich sie lese, will ich einige Hinweise zu ihrem Verstehen geben. Da ist zuerst der Befehl an die drei Schüler, nicht davon zu erzählen. Denn vor der Passion und der Auferstehung des „Menschlichen“, in vertrauten Übersetzungen „des Menschensohns“, kann das, was da für den Moment aufschien, nur missverstanden werden. Dann ist noch einmal von Elia die Rede. Die Gelehrten sagen, vor dem Messias werde Elia kommen und werde alles zurecht bringen. Wir erinnern uns an die Worte aus Mal 3, Elia werde kommen und das Herz der Eltern wieder den Kindern und das Herz der Kinder wieder den Eltern zuwenden. Die Antwort Jesu, Elia sei schon gekommen, wird in der Fassung bei Matthäus deutlicher, denn hier ist Elia in der Gestalt Johannes des Täuflers gekommen. Doch Johannes erlitt ein böses Geschick. Ich lese den Schluss des Bibelarbeitstexts, Mk 9,9-13:

Während sie vom Berg herabstiegen, schärfte er ihnen ein, niemandem zu erzählen, was sie gesehen hatten, bevor *der Menschliche* von den Toten aufgestanden sei. Sie griffen das Gesagte auf und diskutierten untereinander, was das sei ‚von den Toten aufstehen‘. Und sie fragten ihn: „Sagen nicht die Gelehrten, zuerst muss Elia kommen?“ Er sagte ihnen: „Elia wird kommen und alles zurecht

bringen. Und wie kann dann über *den Menschlichen* geschrieben stehen, er werde viel leiden und verachtet werden? Doch ich sage euch: Elia ist gekommen und man hat mit ihm gemacht, was man wollte, wie über ihn geschrieben steht.“

Damit endet unser Bibelarbeits-text. Er zeigt für einen Moment eine paradiesische Verklärung, er warnt davor, sie sozusagen fest zu stellen, und er weist sowohl die Nachfolger Jesu, die jenen Moment erlebt haben, als auch uns als Hörerinnen und Leser dazu an, in der „Schrift“ zu lesen und über das, was da geschrieben steht, nachzudenken und zu diskutieren. Jener eine Moment, in dem da etwas aufblitzt, hat seine Bedeutung nicht darin, dass er verdrängt, was ist und was in unserer realen Lebenswelt ganz und gar nicht „paradiesisch“ ist und auch nicht paradiesisch wird, wenn wir uns nur anstrengen. Er hat seine Bedeutung vielmehr darin, dass er der Realität nicht zuerkennt, die Totalität zu sein. Das, was ist, ist nicht alles, und darum kann, was ist, sich ändern. Doch gerade dann, wenn wir „mit einem Fuß im Paradies“ sind, stellt sich umso mehr die Frage nach dem Ort des anderen Fußes.

Mit dieser Frage bekommt es die in unseren Bibelarbeits-text nicht mehr aufgenommene Fortsetzung in Mk 9 zu tun – und mit ihr bekommen wir es auch noch einmal mit Raffael zu tun. Ich zeige Ihnen auch dazu eine Darstellung Raffaels und will Ihnen für deren Betrachtung wieder eine kleine Weile Zeit lassen. Raffael setzt hier die Szene ins Bild, die sich ergab, *bevor* Jesus von jenem Berg herabkam, bevor also das geschah, was die Fortsetzung unseres Bibelarbeits-textes in Mk 9 erzählt.

[[Bild unterer Teil]]

[[- - - -]]

Ich lese – nun in der Übersetzung der Lutherbibel von 1984 – Mk 9,14-27:

Und sie kamen zu den Jüngern und sahen eine große Menge um sie herum und Schriftgelehrte, die mit ihnen stritten. Und sobald die Menge ihn sah, entsetzten sich alle, liefen herbei und grüßten ihn. Und er fragte sie: Was streitet ihr mit ihnen? Einer aber aus der Menge antwortete: Meister, ich habe meinen Sohn hergebracht zu dir, der hat einen sprachlosen Geist. Und wo er ihn erwischt, reißt er ihn; und er hat Schaum vor dem Mund und knirscht mit den Zähnen und wird starr. Und ich habe mit deinen Jüngern geredet, dass sie ihn austreiben sollen, und sie konnten's nicht. Er aber antwortete ihnen und sprach: O du ungläubiges Geschlecht, wie lange soll ich bei euch sein? Wie lange soll ich euch ertragen? Bringt ihn her zu mir! Und sie brachten ihn zu ihm. Und sogleich, als ihn der Geist sah,

riss er ihn. Und er fiel auf die Erde, wälzte sich und hatte Schaum vor dem Mund. Und Jesus fragte seinen Vater: Wie lange ist's, dass ihm das widerfährt? Er sprach: Von Kind auf. Und oft hat er ihn ins Feuer und ins Wasser geworfen, dass er ihn umbrächte. Wenn du aber etwas kannst, so erbarme dich unser und hilf uns! Jesus aber sprach zu ihm: Du sagst: Wenn du kannst - alle Dinge sind möglich dem, der da glaubt. Sogleich schrie der Vater des Kindes: Ich glaube; hilf meinem Unglauben! Als nun Jesus sah, dass das Volk herbeilief, bedrohte er den unreinen Geist und sprach zu ihm: Du sprachloser und tauber Geist, ich gebiete dir: Fahre von ihm aus und fahre nicht mehr in ihn hinein! Da schrie er und riss ihn sehr und fuhr aus. Und der Knabe lag da wie tot, sodass die Menge sagte: Er ist tot. Jesus aber ergriff ihn bei der Hand und richtete ihn auf, und er stand auf.

Auch diese Fortsetzung in Mk 9 bedürfte einer ausführlichen Betrachtung, für die es jetzt an Zeit fehlt. Vor allem der Satz des Vaters des, so würden wir heute sagen, an Epilepsie leidenden Kindes – „Ich glaube, hilf meinem Unglauben“ oder, näher an den griechischen Worten „Ich vertraue, hilf meinem Mangel an Vertrauen“ hat es in sich. Glaube und Unglaube bleiben da eng beieinander und der Glaube ist allemal keine Leistung, die einer und eine selbst zu vollbringen vermag. Und doch kann der Vater sagen: „*Ich* glaube, *ich* vertraue“. Das „ich“, das so sprechen kann, hat das, was es nicht selbst vermag und mit der Hilfe des Heilenden eben doch vermag, in sich aufgenommen. Ganz ähnlich ist es am Ende der Passage: „Jesus aber ergriff ihn bei der Hand“, heißt es da, „und richtete ihn auf, und er stand auf.“ Weil der Geheilte aufgerichtet wird, kann er selbst aufstehen.

Da wäre noch viel zu entdecken und noch mehr zu fragen, aber mir geht es jetzt vor allem darum, wie beide Szenen in Mk 9 verknüpft, ja überblendet sind. Denn in eben der Zeit, in der sich jene Metamorphose, jene Verwandlung und Verklärung Jesu zeigt, die für den Moment aufscheinen lässt, wer und was Jesus ist, ereignet sich unten etwas ganz Anderes. In den Blick kommen das Elend eines schon lange kranken jungen Mannes, die Verzweiflung seiner engsten Angehörigen, die Ratlosigkeit der Jünger. Raffael setzt eben die Situation ins Bild, in der Jesus noch nicht wieder „unten“ ist. Das Elend und die Ratlosigkeit zeigen sich in diesem Bild auch in den in alle Richtungen weisenden Handbewegungen, die bald auf den Kranken, bald ins Leere zeigen.

Doch spätestens an dieser Stelle muss ich Sie für eine gezielte Irreführung um Nachsicht bitten. Denn die Pointe der beiden Raffael-Darstellungen besteht darin, dass es sich um *ein* Bild handelt. Ich könnte nun anmerken, dass in der Kunstgeschichte durchaus erwogen wurde,

ob es sich da nicht um zwei ursprünglich getrennte Bildentwürfe handele, aber das Entscheidende kommt eben dann ins Bild, wenn man es als *ein* Bild sieht.

[[das ganze Bild]]

[[- - - -]]

Raffael zeigt die beiden Szenen aus Mk 9 – die ganz oben und die ganz unten – in *einem* Bild. Wenn wir das ganze Bild sehen, sehen wir auch, dass die bei einer Fixierung allein auf die untere Hälfte so ratlos-divergierend scheinenden Handbewegungen eine neue Qualität zeigen. Eine Hand weist auf den Kranken, zwei nach oben auf den, der ihn heilen soll und heilen wird. Vor allem aber zeigt sich, dass die Sehenden und Lesenden – mit dem Leitwort dieses Kirchentags – eben nur *einen* Fuß im Paradies haben und der andere hienieden bleibt, im Dunklen des realen Lebens und Leidens. Gewiss: Jesus heilt diesen einen – aber viele bleiben ungeheilt. Jesus lässt diesen einen *aufstehen* – dasselbe Wort, das auch die Auf-er-stehung Jesu bezeichnet, aber viele können nicht aufstehen. Ist damit der erste Teil des Textes und die obere Hälfte des Raffael-Bildes nur ein frommer Trug? Nein, so denke und so glaube ich, es ist kein frommer Trug, sondern das Vertrauen darauf, dass das, was ist, nicht das letzte Wort haben wird.

Wer – um es noch einmal mit Raffaels *Trasfigurazione* ins Bild zu setzen – nur die obere Hälfte wahrnimmt, nimmt nicht *wahr*, dass wir nicht im Paradiese sind und dass wir, so treuherzig es Petrus auch ins Werk setzen will, dort keine Zelte, Hütten und Bleiben machen können. Denn da ist die Fortsetzung in Mk 9 und mit ihr die untere Hälfte des Raffael-Bildes, die uns das Dunkel und das Elend vor Augen führt. Aber wer umgekehrt allein die untere Hälfte sieht, gerät in die Gefahr, das, was ist, für alles zu halten.

Und wo ist *Gott*? Oben oder unten? Da gibt es die, welche Gott von all den Niederungen des realen Lebens trennen, die Gott allein gut und gütig sein lassen wollen und dabei die Frage ausblenden, wie denn all das Leiden, all das Elend mit dem Willen dieses gütigen Herrn zu vereinbaren ist. Und da gibt es die, welche Gott bei denen ganz unten sehen und dabei die Frage ausblenden, ob die Bekundung der *Ohnmacht* Gottes nicht *auch* eine Halbierung des Gott-Seins Gottes ist. Mir hilft da – gerade auf unseren Bibelarbeitstext *mit* seiner Fortsetzung und gerade auch auf das *ganze* Raffael-Bild bezogen – ein Wort aus dem Jesajabuch (57,15):

Ja, so hat gesprochen der Hohe und Erhabene,
 wohnend auf Dauer und ‚heilig‘ ist sein Name:
 „Hoch und heilig wohne ich
 und bei den Zerschlagenen und denen, denen die Luft zum Atmen genommen ist,
 auf dass ich aufleben lasse das Gemüt der Erniedrigten
 und aufleben lasse das Herz der Zerschlagenen.“

Gott wohnt ganz oben *und* ganz unten, im Heiligen und bei den Erniedrigten. In diesem „und“ steckt, so meine ich, das Entscheidende. Wer Gott nur ganz oben sieht, entfernt ihn (oder *sie*) von der Realität des Lebens, wer sie (oder *ihn*) nur ganz unten sieht, gibt die Hoffnung auf, dass nichts bleiben muss und nichts bleiben wird, wie es ist. Wir sind mit einem Fuß – noch oder schon – im Paradies. Wir wollen um dieser Erfahrung willen den anderen Fuß nicht amputieren müssen. Leben im „Noch, aber-nicht-mehr“, leben im „Schon, aber-noch-nicht“ des Paradieses verlangt einen schwindelerregenden Spagat. Ob er gelingt, weiß ich nicht. Dass es auf ihn ankommt, weiß ich.

[[das ganze Bild ausschalten]]

Wir Christinnen und Christen sind in dieser Welt nicht ganz zu Hause, wir haben, so steht es im Philipperbrief (3,20), ein *politeuma*, ein Bürgerrecht, eine Heimat im Himmel. Und doch leben wir in der noch unerlösten Welt. Wir sollen sie nach Kräften menschlich gestalten. Da kann ich – und nun in voller Zustimmung – noch einmal aus dem Einladungstext im Kirchentagsprogramm zitieren: im „Einsatz für Menschenwürde, für den respektvollen Umgang von Menschen verschiedener Religionen, für demokratische Transparenz sowie für ökologische Nachhaltigkeit“. Aber wir werden aus dieser Welt kein Paradies machen können. Daran müssen wir nicht verzweifeln, denn wir wissen um die kommende Welt. In ihr und erst dann wird – mit den Worten der Johannesoffenbarung (fast ganz am Ende der christlichen Bibel):

Gott bei ihnen sein und jede Träne von ihren Augen abwischen. Der Tod wird nicht mehr sein. Auch Trauer, Wehgeschrei und Schinderei wird nicht mehr sein. Das Erste ist vergangen. (Offb 21,3f.)

Das ist das Paradies. Mit einer geringeren Erwartung wollen wir uns nicht begnügen. Das kann uns davor bewahren, denen auf den Leim zu gehen, die uns mit viel weniger abspeisen wollen und uns ihre billigen Angebote als „Paradies“ versprechen.